In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 256. Posen, den 7. November 1928. 2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(4. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Sie strich sich mit der harten Hand über die Stirn. Was war denn das? Sie hatte doch nichts getrunken, nur Kaffee, allerdings reinen Bohnenkaffee, stark wie Gift; das war die einzige Verschwendung, die sie sich leistete. — Sie stieg empor bis in das Dachgeschoß. Dort traf sie den Martin, der vor dem Schlafraum der jungen Magd lauerte und lüstern durch das Schlüsselloch lugte. Das hatte gerade noch gefehlt! Sie packte ihn unsanft an der Schulter, und der ertappte Riese mit dem winzigen Gehirn erschrak so heftig vor ihr, daß er zitterte. „Marsch ei's Bette!" Sie zog ihn, der keinen Widerstand leistete, zu seiner Kammertür, schob ihn hinein, stieß ihn bis vor das Bett und schloß die Tür von außen ab. Das geschah wortlos und so rasch, daß Martin den Mund noch nicht aufgetan hatte, als alles schon vorüber war. Sie wartete noch kurze Zeit. Als sie ihn dann schnarchen hörte, dehnte sie aufatmend die mageren, sehnigen Arme, — jetzt war ihr wieder wohl, — und ging auch zur Ruhe.

Sonst war der Sonntag für die beiden Menschen im Mohhäusel immer ein rechter Festtag gewesen. Stefan war ja nicht nur, ohne es zu ahnen, ein Künstler in seinem Fach, sondern auch ein rechter Lebenskünstler, dem die kleinen Freuden wie Blumen unter den Händen erblühten. In der guten, ruhigen Wärme seines Wesens gedieh alles, — Menschen, Tiere, Pflanzen, — und selbst die leblosen Dinge bekamen ein anderes, freundlicheres Aussehen.

Voll Freude war Marie darum stets am Sonntag aufgewacht. Heute lagen die Erinnerungen an das Erlebte und die Angst vor dem, was noch kommen würde, schwer auf ihrer Seele. Dabei stand ein wundervoller Herbsttag draußen vor dem Fenster. Kein Wölkchen wob über dem Kamm; sogar die Schneekoppe streckte frei und keck ihr spitzes Silberhaupt in die zarte Bläue des Morgenhimmels. So sauber und blank und klar lag die Welt da, — die lichtgraue, weißgefleckte Bergkette mit dem silbernen Saum, die dunklen Wälder davor, die feuchtgrünen, glitzerndbereiften Wiesen, vereinzelte Laubbäume im gelbroten Blätterkleid, besonders schön ein paar schlanke Birken aus Marmor und dem flirrenden Gold. Dazu war es fast windstill, daß man das metallische Plätschern des Baches drüben in den Wiesen hörte. Nur von Zeit zu Zeit stieg der lustige Morgenruf der Hähne, die sich von Gehöft zu Gehöft antworteten, schmetternd, wie eine Fanfare, in die Luft.

Stefan war schon unten im Hof. Er hatte noch weniger Ruhe und Schlaf gefunden, als die erschöpfte Marie. Sie hörte ihn jetzt mit dem Hunde reden, der dann immer mit wackelndem Stummelschwänzchen, eifrig und aufmerksam um ihn herum war und von Zeit zu Zeit ein helles Blaffen ausstieß, als wollte er seine Freude darüber bekunden, daß „Herrchen" heute zu Hause blieb. Dabei warf er doch auch heute manchmal einen verächtlichen Seitenblick, der zugleich etwas Melancholisches hatte, auf den bunten Hofhahn. Er konnte den aufgeblasenen Burschen mit der schrillen Stimme und den vielen gackernden Weibern nicht leiden und hatte ihn doch im vorigen Jahre oftmals erbärmlich herumgejagt, ja ihm sogar einmal eine grünschillernde Schwanzfeder ausgerissen, nur damit er „a brinkel" von seiner protzigen Sicherheit verlieren sollte. Jetzt konnte er nicht mehr daran denken; der Bursche mit dem scharfen Schnabel wäre über ihm gewesen.

Und er mußte überhaupt anfangen, seine Kräfte zu schonen. Wenn er jetzt tobte und hetzte, kam ihm zuweilen ein Würgen in den Hals, als wäre ihm da ein Knochen stecken geblieben und versetzte ihm den Atem. Er war halt schon „a ahles Hundel". Das Jungvolk hatte keinen rechten Respekt mehr vor ihm. Betrübt senkte sich der stattliche Schnauzbart, der sonst in seiner strammen Stacheligkeit dem gelben Hundegesicht mit den blanken, schwarzen Augen so etwas drollig Kühnes gab. — Aber lange blieb der Froh nicht traurig. — Er gehörte ja nicht zu den großen Zweibeinern, die ihren Kummer meist gern hegen und zärteln; er war nur ein einfältiges, braves Hundegemüt, allen bunten und erfreulichen Eindrücken der Außenwelt aufgetan. Die milde Wärme der Sonne tat ihm wohl, wie die Witterung Herrchens, seine streichelnde Hand und seine vertraute, tiefe Stimme. Und schließlich war es doch eigentlich unter seiner Würde, sich mit dem schillerndgeschwänzten Prahlhans da drüben einzulassen. — „Kikerikiiii!" Wie grell und aufreizend einem das durch den Körper fuhr! Froh streckte sich sprungbereit und knurrte. Aber aus Herrchens streichelnder Hand kam ein Strom von Beschwichtigung. „Ruhig, Froh, ruhig! Es hilft gar nichts, wenn man knurrt!" — Der Hund lief entspannt davon, und der Mann atmete tief, dehnte Brust und Schultern, um die Last zu lockern, und lächelte wehmütig: „Wahr ist's, Stefan, es hilft zu garnix, wenn man knurrt!" — —

Als Marie herunterkam, loderte schon ein lustiges Feuer im Herd und auch der Ofen in der Stube war angeheizt, wie es Sonntags in der kühlen Jahreszeit immer geschah. Marie fröstelte und sah blaß und elend aus. Aber sie war beinahe froh darüber, daß ihr körperliches Befinden einen Vorwand dafür bot, auf den gewohnten Kirchgang zu verzichten. Ihr graute vor den Leuten, die inzwischen wohl von Pauls Rückkehr erfahren haben würden. Und ihr graute auch vor dem Gotteshaus, an dessen Altar sie beiden Männern Treue gelobt hatte — „bis der Tod euch scheidet". Sie hatte bisher in einem kindlich klaren Verhältnis zu ihrem Gott gestanden. Auch durch den Krieg und Pauls vermeintlichen Verlust war das nur vorübergehend getrübt worden. Sie hatte, wie die meisten Frauen, hingenommen, was ihr auferlegt worden war, und geduldig getragen, was, wie der Pastor sagte, „nach dem unerforschlichen Ratschluß Gottes" geschah. Jetzt wurde sie zum ersten Male an Gott irre. Wie war nun sein Wille? Was sollte sie tun? Ihr Herz, ihre zärtliche, tiefe Frauenliebe waren bei dem Manne an ihrer Seite, bei Stefan. Ihr Mitleid ging mit Paul. Und ihr Gewissen flatterte ruhelos von dem einen zum anderen.

Sie erschrak, als Stefan ihr erklärte, daß er heute vormittag nach S. hinunter müßte; er hätte es Carl

Hirt versprochen. Pauls drohende Worte „Einer von uns beiden ist zuviel auf der Welt" hallten der geängstigten Frau noch in den Ohren, und sie wollte ihn nicht gehen lassen. Aber er beschwichtigte sie: „Mirzl, das hat er halt so im ersten Zorn gesagt. Geh', wer wird denn so etwas Schlimmes von einem Menschen denken. Wenn er ruhiger geworden ist, muß er doch einsehen, daß ich auch nix dafür kann."

Sie gab schließlich seufzend nach. Daheimbehalten konnte sie ihn ja doch nicht. Wenn er heute nicht ging, so ging er doch morgen bestimmt wieder an seine Arbeit. Sie schickte ihm wenigstens Froh nach. „Geh' Froh, — geh, mit Herrchen!"

Aber Stefan wehrte ab, als der kleine, gelbe Kerl ihm vergnügt nachgetrollt kam. „Nein, Froh, du bleibst bei Frauchen, damit sie nicht allein ist. Geh' zurück!" — Froh zögerte unschlüssig, drehte den Kopf bald nach dem Hause, bald nach dem Herrn. Befehl stand gegen Befehl. Was sollte ein braves Hundel da tun? „Froh!" Die tiefe, sonst so gute Stimme grollte streng. Und Froh schlich mit gesenktem Kopf wieder nach Hause. Als ihn Frauchen auszankte und nochmals nachschicken wollte, schüttelte er sich nur und tat, als hätte er sie nicht verstanden. — — —

Stefan wurde im federnden Bergabsteigen etwas leichter zumute. Der Morgen war so hell und schön. Friedliche Glockenklänge schallten herauf, und die milde, blaue Luft schwang in dunkelgoldenen Tönen. Denn in Farben empfand der Maler auch den Klang. Frieden atmete die Natur, — Sonntagsfrieden. Davor wichen die Sorgengespenster der Nacht. So eng verwachsen waren die Marie und er miteinander; das konnte doch nicht plötzlich aufhören. Gewiß, auch der andere war Maries Mann gewesen. Aber die Fäden zwischen ihm und ihr waren längst zerrissen, verweht, wie das silberweiße Mariengarn, das haltlos in der blauen Luft dahintrieb. Und was das Aeußerliche anbetraf, so würde ihn Carl Hirt wohl auch beruhigen können. (Der Schriftsteller Carl Hirt, ursprünglich Jurist, hatte sich, wie so mancher seiner Kollegen, als der Dichter in ihm die Oberhand bekommen hatte, aus der lauten Großstadt in das herrlich gelegene S. geflüchtet, wo er nun seit Jahren lebte. Er war ein Verwandter von Stefans verstorbener Mutter und hatte ihm schon manchmal einen guten Rat erteilt.)

Auch Carl Hirt hatte von Paul Vogts Rückkehr erfahren. Und der väterlich Besorgte fühlte, daß sie im Mohhäusel wohl einen Freund brauchen könnten.

So kam es, daß sich die beiden Männer unterwegs begegneten. „Ich wollte soeben zu euch hinaufkommen, Stefan. Also der Vogt ist zurückgekehrt? Wer hätte das noch für möglich gehalten!"

Sie schlugen beide unwillkürlich einen Waldweg ein, der weder nach S. hinab noch nach dem Mohhäusel hinaufführte. Was sie miteinander zu besprechen hatten, geschah besser im Freien, als in engen vier Wänden.

„Und ich wollte dich um Rat fragen, Carl, — um Auskunft bitten. Welche Ehe gilt nun, unsere oder —"

„Eure, Stefan, eure!"

Er tat einen tiefen, tiefen Atemzug. Schon fühlte er, wie der Stein auf seiner Brust ins Gleiten kam, — da sprach Hirt weiter: „Aber deiner Frau sowohl wie dir steht nach dem Gesetz das Recht zu, eure Ehe innerhalb sechs Monaten wegen Irrtums anzufechten."

Er lachte auf. „Das hat doch nichts zu sagen." Und er wunderte sich selbst, daß der Druck auf seiner Brust nicht wich. Wenn das Gesetz weiter nichts bestimmte! Anfechten? Wegen Irrtums anfechten? Er dachte ja gar nicht daran, und Marie — — —. Er zuckte zusammen, als hätte er unversehens eine Wunde an seinem Körper berührt, von der er selbst nichts mehr gewußt hatte.

Hirt legte ihm väterlich die Hand auf den Arm. „Lieber Junge, ich glaube ja auch, daß das bei euch beiden nichts zu sagen hat. Aber ich wollte dich immerhin warnen. Wie ich vom Exner hörte, der diese Nacht mit dem Sportverein in der Berggeistbaude war, hat Vogt den Rechtskonsulenten Geier beauftragt, mit Marie zu reden, sie für ihn zu beeinflussen. Ich kenne diesen Geier. Er hat schon viel Unheil in unserer Gegend angerichtet, indem er die Leute aufeinanderhetzte. Vielleicht wäre es am besten, wenn du ihm von vornherein ganz energisch das Haus verbötest."

Stefan schüttelte langsam den Kopf. „Das muß ich Marie überlassen, ob sie ihn anhören will."

„Stefan, du kennst den Geier nicht. Der ist ein wahrer Mephisto. Er wird an ihr Gewissen appellieren, ihr Mitleid mit dem armen Kerl, dem Vogt, wecken."

Stefans Fäuste schlossen sich. „Das braucht er nicht erst zu wecken, das ist schon wach, seit Vogt gestern bei uns war. Und — das treibt sie von mir fort." Sie standen auf einer Brücke, die über den rauschenden Zacken führte. Fest klammerten sich Stefans schlanke Hände um das Geländer. Wie das Wasser da unten gischtweiß über die Felsen stürzte mit silbertosendem Gelächter! So wühlte etwas in ihm, das hervorbrechen wollte in einem wilden Schrei, in verzweifeltem Gelächter, ein unbändiger, heißer, zorniger Schmerz, der um sich biß, wie ein wütendes Tier, und den er doch fesselte und zurückhielt — in bitterer Scham. Was half es ihm, daß seine Ehe vor dem Gesetz noch weiterbestand, wenn Marie ihm vielleicht schon nicht mehr gehörte!

Carl Hirt hatte sich abgewandt. Er besaß ein weiches Gemüt und konnte keinen Menschen leiden sehen, am wenigsten einen, dem er so von Herzen zugetan war.

Plötzlich drehte sich Stefan um. „Verzeih', Carl, aber ich muß jetzt allein sein."

Der Aeltere hielt seine Hand fest. „Es ist jetzt eine schwere Zeit für dich. Aber das geht vorüber, Stefan, — wie alles vorübergeht," versuchte er aus seiner Erfahrung heraus zu trösten.

Die Augen des Jüngeren irrten verständnislos über seinen grauen Kopf hinweg, als hätte er in einer fremden Sprache gesprochen.

Lange noch stand Carl Hirt und blickte dem Davoneilenden sorgenvoll nach. — — —

Stefan stieg weiter und weiter empor — ohne Zweck und Ziel. Neben ihm rauschte der Zacken mit frohem Getöse zu Tal. In seinen Ohren sang und sauste das Blut. Er war wie auf der Flucht und trug doch in sich, wovor er floh. Er lief und lief mit langen Schritten, mit hastigem Atem den Berg hinauf, ob minutenlang, stundenlang, — er wußte es nicht. Die Unruhe trieb ihn, der Schmerz peitschte ihn vorwärts, bis sein Blut die Schläfen zu sprengen drohte und bunte Sonnen vor seinen brennenden Augen kreisten. Taumelnd sank er auf einen Felsblock am Wege. Nun hatte es ihn doch erreicht, das Qualvolle, gegen das ihm alle Kraft seines gesunden Leibes, aller Frohmut seiner Seele nichts nützte, dem er mit gebundenen Händen unterliegen mußte. Was ihm die Hände band war — das Recht des anderen. Denn auch der war im Recht. Darum durfte er Marie nicht beeinflussen. Sie sollte wählen, frei und unbeeinflußt wählen, wem sie angehören wollte. Er erschrak. Ihre Abwehr gestern abend fiel ihm wieder ein. Hatte sie schon gewählt?

Die Ungewißheit trieb ihn empor und hetzte ihn zurück, bis er sein liebes Mohhäusel klar und deutlich drüben am Hange liegen sah. Da wurde er zunächst ruhiger. Denn dieses schlichte, graue Haus mit den bunten Fensterläden verkörperte ihm gleichsam all die frohen und seligen Stunden, die er darin mit Marie verlebt hatte. — Freilich, auch der andere hatte dort mit ihr gewohnt . . .

Er strich sich über die Stirn, als könnte er damit die Bilder, die sich ihm aufdrängten, wegwischen. Mitleidig hatte er bisher an den anderen gedacht. Jetzt begann ein böses, heißes Bohren in ihm. Aber er gab sich nicht nach. Straff richtete er sich auf und setzte seinen Weg über die Wiesen fort.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beethoven-Sonate.

Novelle von Roger Regis.

„47 und 9 : 56, und 2 : 58, und 3 : 61 . . . 1 an und 6 weiter . . ."

Franz Martel setzte an, zählte weiter und ging dann mit monotoner Stimme an das Addieren der nächsten Ziffernreihe.

Franz Martel war Unterkassierer in einem Handelshause der Mailgasse. Seine Redlichkeit und Korrektheit ließen ihn vollauf dieses Postens würdig erscheinen und sein Chef konnte in der Tat nur Gutes über ihn aussagen. Leider aber konnte Franz Martel nicht auch das gleiche von seinem Chef behaupten. Das Gehalt, das er bezog, war zum Leben gerade noch hinreichend, aber um etwas zu ersparen — man muß ja auch an weiter denken —, war er gezwungen, sich Heimarbeit zu suchen, die er dann stets nach dem Abendessen erledigte.

Diese Arbeit bestand fast ausschließlich in der Revision von Geschäftsbüchern. Stundenlang saß Franz in seinem kleinen Zimmer von Baaignoles über riesige Folianten gebeugt und addierte endlose Kolonnen. Was hätte er denn sonst im Wirbel dieser Millionenstadt, wo er ganz fremd war, die langen Abende tun sollen? Und dann aus dem Verdienst, der ihm hier zufloß, konnte er auch den Eltern manchmal eine hübsche Banknote schicken, seinen bejahrten Eltern, die fern in einem normannischen Dörfchen einsam und kümmerlich dahinlebten.

Auch an diesem Abend schwirrten ihm allerhand Kindheitserinnerungen im Kopf, während seine Lippen unausgesetzt Zahlen murmelten.

„6 und 8 : 14, und 3 : 17 . . ."

Plötzlich aber hielt er inne. Im oberen Stockwerk, gerade über ihm, hatte ein wuchtig angeschlagener Akkord alle Saiten eines Klaviers zum Mitschwingen gebracht und sofort darauf ergossen sich Tonfluten in die Stille des Hauses.

„Natürlich, jetzt fängt sie wieder an! Den ganzen Abend wird sie auf ihrem Kasten herumdreschen! Es ist rein zum Verrücktwerden . . . Nie kann ich in Ruhe arbeiten!"

Aufgeregt sprang er vom Sessel und durchmaß mit nervösen Schritten das Zimmer.

Vor einem Monat war eine neue Mieterin dort eingezogen und seit dieser Zeit gab es tagtäglich in den Abendstunden die gleiche Qual. Kaum fing Franz zu addieren an, begann auch schon oben das Geklimper. Es nützte nichts, daß er sich die Ohren verstopfte, die scharfen Töne drangen ihm bis auf den Grund des Hirns. Er schimpfte und fluchte, er vermaledeite die fatale Nachbarin. Da es aber keine Hausordnung gab, die ihm bei einer Klage recht gegeben hätte, so nahm er, wenn sein Wutanfall vorüber war, die Arbeit wieder auf, so schwer und langsam sie auch bei dieser Begleitung vonstatten ging.

Heute aber kam er absolut nicht vom Fleck. Das Buch, das man ihm zur Ueberprüfung gegeben hatte, war heikel und schwierig und überdies hatte er sich verpflichtet, es morgen abzuliefern. Wie würde es ihm möglich sein, die Arbeit fertigzustellen, wo dieser Sturzregen von Tönen auf ihn herniederprasselte?

Franz befand sich im Zustande derartiger Aufregung, daß er sich nicht mehr länger zurückhalten konnte. Er lief zur Tür hinaus, schlug sie hinter sich zu und stürzte gegen das obere Stockwerk, indem er vier und vier Stufen immer auf einmal nahm. Zitternd vor Wut läutete er an der Tür der Spielerin. Kleine Schritte trippelten durchs Zimmer, die Tür wurde geöffnet und der junge Buchhalter hörte im Finstern eine weiche Stimme, die ihn fragte:

„Was wünschen Sie, bitte?"

Die rauhesten und gröbsten Worte drängten sich Franz auf die Lippen, doch der Liebreiz dieser einschmeichelnden Stimme machte seinen Zorn ganz plötzlich ersterben. Er stotterte:

„Ich bin gekommen . . . Ich wollte . . . Nun, mit einem Wort: Es ist wegen des Klaviers!"

„Wegen des Klaviers?" sagte die geheimnisvolle Person, als würde sie nicht verstehen. „Möchten Sie nicht eintreten? Im Zimmer plaudert es sich gemütlicher. Nehmen Sie doch bitte Platz, mein Herr."

Da schaute sich Franz sein Gegenüber an und seine Wut auf das unglückselige Instrument war wie weggeblasen. Sie konnte nicht mehr als zwanzig Jahre zählen, ihr kastanienbraunes, gewelltes Haar schimmerte unter der Lampe in goldenen Reflexen, ihre großen Augen blickten ruhig und sanft, ihre Gestalt war harmonisch und die ganze Person strömte etwas so Ehrliches, Anmutiges und Gesundes aus, daß Franz einige Sekunden wie verzaubert blieb.

Um das Schweigen zu brechen, begann das junge Mädchen:

„Ich störe Sie vielleicht, wenn ich abends spiele, nicht wahr? Aber Sie müssen mich schon entschuldigen, ich bitte Sie darum. Den ganzen Tag arbeite ich in einem Modesalon, und wenn ich dann abends allein bin, so habe ich keine andere Zerstreuung, kein anderes Vergnügen als mein Klavier . . ."

„Ihre Eltern leben also nicht mehr, gnädiges Fräulein?"

„Sie wohnen in der Provinz . . . Aber, wirklich, mein Herr, wenn dieses Musizieren Sie stört, so müssen Sie es mir sagen, und ich werde dann aufhören. Das ist doch der Zweck Ihres Kommens, nicht wahr?"

Franz schämte sich jetzt der Gefühle, die ihn hierher getrieben hatten. Es war doch unmöglich, von diesem Mädchen ein derartiges Opfer zu verlangen. Die Musik bildete ihr einziges Vergnügen und er sollte es ihr rauben? Errötend und verlegen suchte er einen Ausweg, indem er murmelte:

„Sie irren, gnädiges Fräulein. Im Gegenteil: ich liebe die Musik. Besonders das Stück, das Sie soeben spielten, gefällt mir, und ich bin heraufgekommen, um Sie zu fragen, welchen Titel es hat."

„Es ist die „Sonate Pathétique"."

„Von Mozart, nicht wahr?"

„Nein, von Beethoven."

„Ah! . . . Schauen Sie, gnädiges Fräulein, wenn Sie mir eine große Freude machen wollten, würden Sie nochmals damit beginnen?"

*

Einige Wochen sind darüber vergangen. Franz Martel hat sich mit seiner anmutigen Nachbarin befreundet. Wenn sie einander auf der Stiege begegnen, so grüßt er sie voll Freude:

„Guten Tag, Fräulein Luzie!"

Und sie antwortet ihm nicht weniger liebenswürdig:

„Guten Tag, Herr Franz!"

Dann drücken sie einander die Hände, wie zwei alte Kameraden.

Am Abend sitzt der junge Mann immer vor seinem Tisch über den endlosen Zahlenkolonnen und immer hört er über seinem Kopfe das Vibrieren des Klaviers. Manchmal regt ihn ja dieses Spiel noch auf und er streckt die Faust gegen die Decke. Gleich aber fallen ihm die großen, so ruhig und sanft blickenden Augen ein und er sieht im Lichte die braunen Haare, die unter dem Lampenlicht goldig erschimmern. Seine Faust fällt da zurück, sein Zorn verraucht, er beginnt seine Arbeit von neuem und seine Feder schreibt Ziffer um Ziffer, während an seine Ohren die Töne einer Sonate oder eines Walzers dringen.

Seine Gefühle sind jetzt geteilt zwischen seiner Wut auf die Musik und seiner Sympathie für die reizende Spielerin, so daß er sich abwechselnd freut und ärgert. Manchmal, wenn er mit seiner Arbeit früher fertig wird, sitzt er lange unbeweglich und denkt.

Er denkt soviel, daß er endlich eines Abends, ohne sich viel Rechenschaft über sein Tun abzulegen, aus seinem Zimmer geht, die Treppe emporsteigt und an der Tür seiner Freundin läutet. Und als sie ihm öffnet, sagt er leise und rasch:

„Fräulein Luzie! Sie sind allein und ich bin allein. Möchten wir nicht diese zwei Einsamkeiten verbinden, möchten Sie nicht meine Frau werden?"

*

Diesen Abend — Franz und Luzie waren seit zwei Monaten verheiratet — kam der Buchhalter etwas spät nach Hause.

„Schnell!" rief er beim Eintreten seiner Frau zu. „Essen wir schnell, ich habe Arbeit mitgebracht und die muß fertig werden."

Luzie küßte ihren Mann und beeilte sich, seinen Wünschen zu entsprechen. Sie hatten eine kleine Wohnung gemietet, und zwar in demselben Hause wie früher. In ihrem Speisezimmer hing über dem runden Tisch eine Hängelampe mit einem Porzellanschirm und in einer Ecke stand verlassen und stumm das Klavier. Sie waren glücklich, sie liebten einander.

In wenigen Minuten war das Abendessen vorbei. Kaum hatte Luzie den Tisch abgeräumt, setzte sich Franz zu seinen großen Büchern, nahm einige Blatt Papier und begann:

„27 und 4 : 31, und 6 : 37, und 8 : 45 . . ."

Um ihren Mann nicht zu stören, glitt Luzie auf den Fußspitzen umher, machte sich klein, ganz klein, traute sich kaum einen Sessel von der Stelle zu schieben. Selig über diese Rücksicht, dachte Franz bei der Arbeit:

„Mit meiner Luzie habe ich aber wirklich einen Haupttreffer gemacht. Ich besitze eine Frau, die in jeder Hinsicht reizend ist, und überdies kann ich ruhig sein: das Klavier schweigt jetzt wie ein Grab."

Doch merkwürdig, gerade heute verwirrten sich ihm die Ziffern und die Arbeit wollte ihm nicht recht von der Hand gehen. Zwei- bis dreimal mußte er bei jeder Kolonne mit dem Addieren beginnen. Sein Geist irrte zerstreut ab, während seine Lippen murmelten:

„45 und 9 : 53, nein 54! und 8 : 61, nein 63, nein 62 . . ."

Wild geworden, hörte er auf, dachte über etwas nach und sagte dann zu seiner Frau:

„Luzie, willst du mir einen großen Gefallen erweisen?"

„Gewiß, mein Schatzerl!"

„Setz' dich also zu deinem Klavier und spiel' mir die Sonate Pathétique von Beethoven!"

„Du willst, daß ich spiele, während du arbeitest?"

„Nun ja, warum denn nicht? . . . Es ist wohl eine Gewohnheit aus der Zeit, da ich unter dir wohnte, ohne dich zu kennen. Es scheint mir, daß ich meine Rechnungen viel sicherer mache, wenn du Klavier spielst! . . ."

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)

Die Jagd in der Kulturgeschichte.

Das Jagen nach Tieren gehört ohne Zweifel mit zu den ältesten Tätigkeiten der Menschen. Tiere einfangen oder erlegen, Wurzeln, Früchte, Samen einsammeln, war für unsere Vorfahren in der fernen Urzeit die einzige Möglichkeit, das Leben zu fristen; denn, lange bevor der Mensch begann, Samen auszustreuen, den Boden zu bebauen und Haustiere zu halten und zu züchten, ging er der Jagd nach. Diese war es auch, die den Ver-

stand unserer ältesten Vorfahren schärfte. Die Tiere sind meistens schneller als der Mensch, viele von ihnen haben einen wilden Raubtierinstinkt. Da mußte der Mensch seine Gedanken anstrengen und auf Listen sinnen. Hatte er im Kampf um starke Tiere zuerst nur einen Stein oder ein Stück Holz benutzt, so sann er jetzt darauf, sich bei Erlegung von Tieren Hilfsmittel zu bedienen. Er fertigte sich einfache Keulen und Wurfgeschosse an, machte sich Pfeil und Bogen, um auch fliehende Tiere erlegen zu können. So wurde die Jagd, die Notwendigkeit, durch getötete Tiere das Leben zu fristen, die erste Veranlassung zur Schaffung von Waffen und Werkzeugen. Noch auf andere Weise strengte der Mensch seine Gedanken an, um Tiere zu erlegen; er grub Fallen, fertigte Netze an zum Einfangen der Tiere, legte Schlingen.

Bald lernte der Mensch auch ein Tier kennen und abrichten, das ihm bei der Jagd von großem Nutzen sein mußte, den Hund. Weiter lernte unser Vorfahr aus der Urzeit noch etwas, nämlich dies, daß das Zusammenarbeiten einer Horde Menschen von großem Vorteil sein kann. Großen und wilden Tieren stand der Mensch, auch als er schon einfache Waffen und Werkzeuge hatte, noch ziemlich schutzlos gegenüber. Solche Tiere zu erlegen, dazu gehörten schon mehr Kräfte, und es entstand ein unteres Gemeinschaftsgefühl, ein gewisser Gemeinschaftsgeist. Auch die Entstehung der Kleidung mußte durch die Jagd beeinflußt werden. Die Tiere waren oft auf weite Strecken zu verfolgen, die Jagd ging über spitzige Steine, durch dichten Wald, über Sümpfe, vorbei an dornigem Gebüsch. Da war es gut, sich die Füße mit Häuten zu umkleiden, um den Oberkörper ein Fell zu hängen, den Kopf mit einem Stück Fell zu bedecken. Aus dieser Häutekleidung entstand dann das Ledergewand. Vielleicht ist auch der Schild aus Leder als Schutzstück für die Jagd entstanden. Weiter ist es sicher kein Trugschluß, wenn man die Heranzüchtung von Haustieren als eine Folge der Jagdtätigkeit ansieht. Man hatte die alten Tiere getötet, schonte jedoch die Jungen, weil sie noch wenig Fleisch hatten und nahm sie, vielleicht weniger aus Mitgefühl, sondern mehr aus einem spielerischen Triebe, in die Behausung auf. Es ist sehr wohl möglich, daß auf diese Weise die Züchtung der Haustiere begann.

Auch als die Bodenbebauung schon aufgekommen war, als die Menschen schon Felder bestellten, Samen in den Boden legten, um auf die Ernte zu warten, blieb die Jagd noch die Hauptbeschäftigung der Männer; denn die Bestellung des Bodens, das Säen und Ernten, blieb den Frauen, Kindern und Greisen überlassen. Manche Völker, wie die Indianer Nordamerikas, sind ja auch bis zur Entdeckung Amerikas nicht über das Dasein von Jägervölkern hinausgekommen, durch die Jagd gewann der Mensch auch noch andere Kenntnisse. Er lernte die Umgebung kennen, sammelte Kenntnisse über Tiere, Pflanzen und Gesteine, lernte, sich an den Gestirnen zu orientieren, in ihm entwickelte sich der Spürsinn und vor allem, der Mensch gewann das Vertrauen, daß er das mächtigste Lebewesen der Erde sei, daß ihm kein Tier widerstehen könne. So kam es dahin, daß die Jagd einen göttlichen Ursprung erhielt, daß ihre Einführung Göttern und Göttinnen zugeschrieben wurde. Bei den Griechen z. B. war Diana, die Tochter des Zeus, Göttin der Jagd; als solche trug sie auch noch die Namen: die Jägerin, die Hirschtöterin und die Pfeilfrohe.

Auf höher entwickelten Kulturstufen wurde dann die Jagd zu einem Sport der Reichen und Großen.

Franz Friedrich Werth.

„Minuten der Liebessehnsucht".

Im oberen Indien gibt es Orte genug, in denen die englischen Gesetze nichts zu sagen haben. Hier sind die Mohammedaner in ihrem Harem noch unbeschränkte Herren über Leben und Tod, und zwar grausame Herren. Die ärmeren Leute haben meist nur eine Frau, aber ihre Ausbeuter, die mächtigen Khans, haben Frauen genug, und ein bloßer Verdacht der Untreue genügt für diese zu furchtbaren Strafen.

Man entkleidet das junge Weib fast gänzlich und bringt das unglückliche Geschöpf in ein Zimmer, in dem mehrere Körbe mit lebenden Kobras stehen. Hier heißt man die Frauen sich niederlegen, hebt die Deckel der Körbe auf und sperrt die Tür ab. Die einzige Möglichkeit, das Leben zu retten, ist nun für die Frau, daß sie vollkommen regungslos liegen bleibt. Denn nicht lange dauert es, daß die Schlangen aus den Körben kommen, im Zimmer herumkriechen und endlich über den Körper des Weibes. Bei der geringsten Bewegung der Frau würden sich die Schlangen wütend auf sie werfen, sie würde oftmals gebissen werden und einen grausamen Tod erleiden. Oft kommt es vor, daß die Frau durch das Kriechen der kalten, feuchten Schlangenleiber über ihren Körper vom Entsetzen, Ekel und Abscheu erfaßt wird, eine abwehrende Bewegung macht und nun, von den Schlangen angefallen und gebissen, wie wahnsinnig im Zimmer herumspringt, Tobsuchsanfälle bekommt und ohnmächtig niederstürzt oder einen wilden Kampf mit den Schlangen führt. Lange hört man ihr gellendes Schreien, bis sie nur mehr stöhnen kann, sich auf dem Boden windet oder mit dem Kopf an die Wände rennt und langsam unter fürchterlichen Qualen und Krämpfen zugrunde geht.

Sollte sie es aber aushalten, daß ihr das Fühlen der klebrigen, kalten Schlangen, die über ihren Körper, das Gesicht und die Füße kriechen, keine Bewegung entlockt und sie mindestens 20 Minuten so liegen kann, dann ertönt im Nebenraum Musik, man öffnet die Tür, und die Schlangen eilen nun rasch in das Zimmer, in dem man musiziert. Es kommt jedoch selten vor, daß die Frauen nicht nach solchen zwanzig Minuten schwer erkranken oder daß sie geistig gesund bleiben. Das Aussetzen unter den Kobras ist eine der grausamsten Strafen in ganz Asien. Man heißt diese Strafe, ins Deutsche übersetzt, „Minuten der Liebessehnsucht".

Blondinen bevorzugt . . .

Blond, schwarz oder rot, das ist die Frage. Wenigstens die Resonanz des modernen Romans einer amerikanischen Autorin „Herren bevorzugen Blondinen", dessen Titel natürlich einen so heftigen Protest der brünetten Schönen hervorrief, daß die Verfasserin des erfolgreichen Romanes sofort eine Fortsetzung erscheinen ließ unter dem rehabilitierenden Namen „Aber sie heiraten Brünette". Es scheint aber, daß dieses Buch nichts als den Stein des Anstoßes bedeutete, denn gegenwärtig gehört das Problem der Haarfrage zu denen, die im Brennpunkt fraulichen Interesses stehen. In der Tat ist die Wichtigkeit dieser Angelegenheit nicht zu unterschätzen. Man bedenke, um welch bedeutsames Objekt es sich handelt: Männergunst. Immer noch, trotz aller Reform und aller Revolutionen, das ausschlaggebende Moment für das weibliche Geschlecht.

Und nun kommt einer daher und stellt mit peinlicher Genauigkeit fest, daß die erste Fiktion der Amerikanerin richtig war, und daß es wirklich die Blonden sind, denen die größten Sympathien der Männerwelt gehören. Kein Dichter etwa, der kraft seiner Phantasie vage Vermutungen in Romanform kleidete, nicht einmal ein beobachtender Philosoph, sondern ein Geschäftsmann, dessen klarer Blick durch keine Schleier getrübt ist, ein Restaurateur. Die Feststellungen des Herrn Managers beruhen auf der Tatsache, daß von allen Damen, die in Herrenbegleitung seine Gaststätte betreten, erst jede vierte brünett ist, während der weitaus größte Prozentsatz der Schönen lichte Haarfarbe besitzt, und sei sie auch nur durch Kamillenextrakt oder Wasserstoffsuperoxyd erzeugt.

Um aber die Neugierde der jungen Damen nicht weiter auf die Folter zu spannen, sei verraten, daß es die Eßlust ist oder besser die Bescheidenheit der Essensbedürfnisse, die blonde Frauen der Herrenwelt besonders genehm macht. Geld ist heute allgemein ein so rarer Artikel, daß die Herren froh sind, wenn ihre Genossinnen vernünftig oder bescheiden genug sind, um in den Anforderungen ihres Magens auf die beschränkten Geldverhältnisse Rücksicht zu nehmen. Eine neue Variante des alten Sprichwortes, daß die Liebe des Mannes durch den Magen geht. Die Brünetten haben eben einen besseren Appetit, ganz zu schweigen von den Rothaarigen, die ungeahnte Mengen an allerlei guten Dingen vertilgen, fast, als könnten sie gar nicht satt werden. Und da der Manager in einem erstklassigen Hotel in Chicago seine Tätigkeit ausübt, kann man seine Praxis nicht gut für irrig erklären. Es hilft alles nichts, rot und schwarz sind passé, und die blonde Haarfarbe, das alte Sinnbild der Ruhe und der Güte, hat wieder ihre dominierende Stellung zurückerobert. Die Friseure werden es, dies ist gewiß, merken . . .

Aus aller Welt.

Das heiratslustige England. Im Jahre 1927 wurden in England 308 700 Ehen vollzogen, das sind 28 500 mehr als im voraufgegangenen Jahre. Auffallend hierbei ist, daß die meisten Heiratslustigen jung, ja sehr jung waren. Bei nicht weniger als 58 000 Paaren waren Braut und Bräutigam noch nicht 21 Jahre alt, 34 Bräutchen waren erst 15 Jahre, zwölf männliche Ehekandidaten erst 16 Jahre alt. Diesen gegenüber stehen 1295 Männer und 363 Frauen, die über 70 Jahre alt waren.

Kampf gegen den Lärm. Die englische Aerzteschaft organisiert zurzeit den Kampf gegen den gesundheitsschädlichen Lärm, und hat bei der staatlichen Gesundheitsbehörde die Einleitung einer Untersuchung über Ursachen und Bekämpfungsmöglichkeit des Straßenlärms angeregt. Es ist beabsichtigt, auch die medizinische Abteilung des Völkerbundes zu interessieren. Hervorragende Vertreter der englischen Aerzteschaft fordern, daß beim Bau von Maschinen weitestgehende Schalldämpfungsvorrichtungen eingebaut werden.

Das Ende der Sonne. In einer Studie über die Evolution der Sterne und das Los der Sonne läßt sich der bekannte Astronom Charles Nordmann wie folgt vernehmen: Unsere Sonne befindet sich am Vorabend ihrer letzten „Jonisation", und ihre plötzliche Umgestaltung zu einem einfachen Stern oder gewöhnlichen Himmelskörper kann sich jeden Augenblick vollziehen. Nichts beweist, daß unsere unmittelbaren Nachkommen und wir selbst das nicht erleben sollen, nämlich das plötzliche und beinah vollständige Erlöschen der Sonne und das beinah unmittelbar darauffolgende Ende allen irdischen Lebens. Die kleine Katastrophe, die sehr leicht möglich ist — morgen oder später —, würde den mannigfaltigen Schwierigkeiten unserer Zeit ein Ende machen.

Fröhliche Ecke.

Madame, der Wintersport und der Schneider. Madame schwärmt neuerdings für den Wintersport. Madame begibt sich zu ihrem Schneider: „Ich wünsche ein Kostüm für den Wintersport. Wie macht man das jetzt?" — „Gegen Barzahlung, Madame," verbeugt sich der Schneider, der seine Kunden kennt.

Das Pumpgenie. „Der Nordpol ist entdeckt, der Ozean überflogen. Es ist höchste Zeit, daß wieder einmal etwas Neues geschieht. Können Sie mir zum Beispiel zwanzig Mark pumpen?"